

# Die Digitale Stadt

Gerechter und besser zusammenleben?



Michael Nagenborg

*Die Bewohnerinnen und Bewohner einer Stadt stehen aufgrund des gemeinschaftlich genutzten städtischen Raums in einem besonderen Verhältnis zueinander: Lokale Entscheidungen haben Auswirkungen auf alle, die in der Stadt leben und den städtischen Raum nutzen. Gelingende urbane Koexistenz setzt ein Mindestmaß an Solidarität voraus. Dabei gilt es, die konstitutive Rolle von Technik zu berücksichtigen. Sozio-technische Systeme prägen den städtischen Alltag. (Digitale) Technik kann deshalb dazu dienen, das Zusammenleben in der Stadt gerechter zu gestalten, sie kann aber auch Ungleichheit produzieren. Die gegenwärtige Debatte um die „Digitale Stadt“ setzt bei der Verbesserung von Teilaspekten an. Dies birgt das Risiko, dass die fundamentale Frage nach der guten Stadt unbeantwortet bleibt. In diesem Beitrag wird dafür plädiert, im Dialog mit BewohnerInnen und anderen NutzerInnen des städtischen Raums (digitale) Technik als Instrument zur Beseitigung oder Abmilderung von Ungleichheit zu beurteilen.*

## Stadt als Gemeinschaft

Der Mensch ist ein soziales Wesen und als solches auf Gemeinschaft angewiesen. Nicht nur, weil wir auf die Kooperation mit anderen Menschen angewiesen sind, sondern auch weil die Menschen mit denen wir zusammenleben, uns zu dem machen, wer wir sind.

Die Stadt ist eine besondere Form der Gemeinschaft, weil die BewohnerInnen einer Stadt in einem besonderen Abhängigkeitsverhältnis stehen. Dadurch, dass sie einen begrenzten Raum gemeinsam nutzen, haben lokale Entscheidungen für die BewohnerInnen zum Teil unmittelbare Auswirkungen als Entscheidungen, welche auf nationaler oder internationaler Ebene getroffen werden (Weinstock, 2011). Dabei gilt es zu beachten, dass stadtplanerische Entscheidungen immer für einige vorteilhafter sind als für andere – und dementsprechend immer als politische Entscheidungen zu begreifen sind (Hoekveld & Needham, 2012). Städte sind insofern immanent politische Orte.

Gleichzeitig sind Städte eine gutes Beispiel für das, was Michael Walzer als unfreiwillige Assoziationen bezeichnet hat. Wir können uns nämlich nur in sehr begrenztem Maße aussuchen, mit wem wir den städtischen Raum teilen. Dieser Umstand tritt besonders deutlich hervor, wenn wir nicht nur die BewohnerInnen einer Stadt, sondern die vielfältigen NutzerInnen einer Stadt in den Blick nehmen: Die BesucherInnen, die Menschen, die in einer Stadt arbeiten, aber nicht wohnen, die Menschen, die keine Bleibe haben und auf öffentliche Orte angewiesen sind, usw. Iris Marion Young (1990) hat das Leben in der Stadt deshalb als ein „Zusammensein von Fremden“ beschrieben. Damit ist nicht gemeint, dass alle Menschen in einer Stadt einander fremd sind, sondern dass es in der Stadt immer die „Anderen“ gibt und die zufällige Begegnung mit diesen. Das macht den Wert einer städtischen Existenz ausmacht. Mehr noch: Das produktive Zusammentref-

fen von unterschiedlichen Lebenswelten lässt sich als Wesensmerkmal des Städtischen ausmachen. (Sassen, 2010)

 Den Wert des Städtischen zu realisieren heißt, das Zusammensein mit Fremden zu ermöglichen

Die Kernthese dieses Beitrags lautet deshalb, dass (digitale) Technik dazu beitragen sollte, den Wert des „Städtischen“ zu realisieren, d.h., ein produktives Zusammensein mit Fremden zu ermöglichen. Dabei gilt es zugleich, dem besonderen Abhängigkeitsverhältnis der vielfältigen NutzerInnen des städtischen Raums Rechnung zu tragen.